

(Nachdruck verboten.)

44) Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Aus Dankbarkeit dafür, daß Schäfer kein Unglück zugestoßen, benahm sich Magda sehr freundlich fast mütterlich, zu dem weinenden Mädchen, das ganz außer sich war. Denn wenn die Marie Jung, das kräftige Wesen, einmal außer sich geriet, dann äußerte es sich gleich gründlich. Wie der Sturm draußen.

Als die Marie endlich wieder etwas ruhiger geworden, sagte sie leise: „Neulich sprach der Säger mal über das Wort des Herrn: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eignes Leben, der kann nicht mein Jünger sein“. Damals hab' ich das nicht recht begriffen, jetzt versteh' ich's.“

Magda schwieg dazu, denn sie kannte das Wort nicht, sie hätte auch nie gedacht, daß sowas in der Bibel stünde. Aber die Marie Jung hatte es ja eben gesagt, und die wußte Bescheid. Es ist doch sonderbar, von solchen fürchtbaren Worten des Nazareners hört man nie etwas in den Kirchen.

Magda suchte nach etwas, womit sie die Marie Jung trösten könnte. Aber das war schon nicht mehr nötig. Sie war schon getröstet. Das Wort, das Magda so entsetzte, hatte die Marie Jung getröstet.

Nun endlich entschuldigte sie sich, daß sie der Frau Direktor noch so spät ins Haus gefallen. Sie wäre so entsetzt gewesen, daß die Mutter sie geschlagen, und sie hätte, als sie auf die Straße gestürzt, unwillkürlich den Weg hierher genommen, weil sie im Dorf niemand Jüngerer besäße, dem sie sich anvertrauen könne. Sie hätte auch gleich gemerkt an dem Licht, das hier noch brannte, daß die Frau Direktor noch auf sei. Da sei's so über sie gekommen, daß sie hierher geknust. „Ich bin gar so einsam“, sagte sie. „Die in der Versammlung sind alle so viel älter als ich. Die verstehen manchmal doch nicht alles, wo ich doch noch so jung bin.“

Einen Augenblick empfand Magda diese Zutraulichkeit des Mädchens unangenehm, zudringlich. Doch es kam alles so treuherzig heraus, es zeigte ein so offenes Zutrauen zu Magda, daß diese Empfindung sehr schnell herzlicher Teilnahme Platz machte.

Marie Jung erhob sich. Sie sei schon zu lange hier gewesen. „Entschuldigen Sie nur, Frau Direktor.“

„Sie gehen doch jetzt wieder nach Hause?“

Marie Jung schüttelte sich doch ein wenig, als sie erwiderte: „Ja. Wo soll ich auch sonst hin?“ Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: „Wenn die Mutter nur inzwischen ruhiger geworden ist! Ich hab' fast Angst.“

Da entgegnete Magda: „Ich gehe mit Ihnen. Ich bringe Sie nach Hause.“

Wie dankbar die Marie Jung sie ansah.

Schon um sich für ihre häßliche Empfindung von vorhin zu strafen, als sei sie mehr wie dies Mädchen, ging Magda mit.

Draußen war es sehr dunkel. Da der Sturm aufgehört hatte, zu brausen, herrschte Totenstille. Das bedrückte Magda. Wie eine große Gruft ist's und nirgends schimmert ein Licht.

Mariens Mutter war noch auf in Sorge um ihre Tochter. Jetzt machte sie sich Vorwürfe wegen ihrer Heftigkeit. Wer weiß, was das verrückte Mädchen anstellt. Seitdem die Tochter fromm geworden, traute ihr die Mutter alle Tollheiten zu.

Sie war daher sehr erfreut, als die Marie wiederkam, machte aber ein böses Gesicht, weil die Tochter sie durch ihr Fortlaufen beunruhigt hatte. Sie war doch eine arme Witfrau, dadurch doch wahrlich schon unglücklich genug. Da hätte die Marie wohl rücksichtsvoller sein können und ihr nicht auch noch Unruhe und Sorge bereiten.

Es war deshalb für die Marie sehr gut, daß gleich hinter ihr die Frau Direktor aus dem dunklen Hausflur auftauchte.

Nun war die Mutter ganz kriechende Freundlichkeit. Wer weiß, die Marie macht vielleicht noch eine bessere Partie, wenn sich so Leute wie die Frau Direktor mit ihr abgeben. Es ist

vielleicht gar nicht so dumm, daß die Marie dem Franz Franz einen Korb gegeben.

Diese kriechende Freundlichkeit empfand Magda so unangenehm, daß sie gleich wieder gehen wollte. Nun wollte aber die Mutter durchaus nicht zulassen, daß die Frau Direktor allein nach Hause ging, obwohl es nur ein paar Schritte waren. . . . Nur mit Mühe konnte Magda erreichen, daß man sie allein gehen ließ.

Was war denn das? Sie sah die Hauptstraße entlang. Ueberall Lichter an den Fenstern, die sich öffneten. Magda hielt an. Was bedeutet das?

Der Sturm schwieg immer noch, und aus den geöffneten Fenstern aller Häuser links und rechts der Straße leuchteten jetzt die Lampen und warfen ihr gelbes Licht bis auf die Mitte des Wegs.

Nun hörte sie auch, wie einige von denen, die die Lampen zum Fenster hinaus hielten, riefen: „Ei guten Abend, Herr Direktor!“

Magdas Herz schlug stürmisch. Was war das? was bedeutete das?

Sie sah ihren Mann mitten auf der Straße, beleuchtet von all den Lampen, immer wieder begrüßt von dem: „Ei guten Abend, Herr Direktor!“ Langsam kam er näher.

Magda rührte sich nicht von der Stelle und starrte auf ihren Mann da vorn, der, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, absichtlich langsam im Schein der vielen Lampen, ohne auf die Begrüßung zu antworten, näher kam.

Da trat Magda ein paar Schritte zurück in das Dunkel der Nebengasse. Nun kam Otto vorbei, von immer neuen Lampen beleuchtet, immer wieder begrüßt: „Ei guten Abend, Herr Direktor!“

Als Otto vorbei war, riefen sich die Menschen mit den Lampen mit lauten, lachenden Stimmen alles zu, was diesen Streich veranlaßt hatte, so daß Magda die ganze Schande mit anhören mußte. Sie durfte nicht aus ihrem Versteck, sonst wäre sie auch noch in das Licht der Lampen gekommen. Sie konnte auch noch nicht weiter, erstarrt über das, was sie hörte.

Sie sah die Frau Schmidt wieder mit spöttischem Gesicht, die Arme in die Seiten gestemmt, an der Haustür stehen und sie unverschämt mustern. Nun begriff sie, weshalb.

„Was braucht sich der mit annere Leuts Weiber abzugeben, er hat ja e Frau derheim!“ schrie einer lachend und schlug das Fenster zu.

Die Fenster schlossen sich, die Lampen verschwanden, es war wieder dunkel auf der Straße.

Magda lehnte immer noch an der Hauswand. Glühende Scham, wilder Ekel über sich und Otto tobte in ihr. Nebenher lief aber ein anderer Gedanke und rief ihr zu: Nun hast Du ja den schönsten Scheidungsgrund! Und das war das allerkeckhafteste, daß sie diesen Gedanken in diesem Augenblick nicht verschonen konnte.

Da tauchte dicht neben ihr ein Mann auf, der gellend lachte, daß Magda auf einmal laufen konnte, so erschraf sie. Es war Franz Franz, der froh darüber, daß dieser Streich gelungen.

Magda lief und lief.

Sie wußte gar nicht, daß sie nach der Villa lief. Sie merkte gar nicht, daß sie, weil die Haustür geschlossen, heftig schellte. Nur ein Gedanke herrschte in ihr: sich verstecken, verkriechen vor allen Menschen! Instinktiv glaubte sie, das in ihrem Schlafzimmer am besten zu können.

Das Mädchen öffnete, war sehr erstaunt, die Frau Direktor zu treffen, lief aber schnell fort, als sie die Stimme des Herrn Direktor auf der Treppe hörte: „Was soll das heißen, wer schellt noch so unverschämt?“ Das Mädchen wußte, daß es am geschicktesten war, wenn der Herr Direktor so schrie, sich auf die Seite zu machen.

Als Magda die Stimme Ottos hörte, wurde sie leichenbläß, richtete sich aber sofort hoch auf, und an die Treppe tretend sagte sie: „Ich bin's.“

Otto stand oben, eine Lampe in der Hand, mit der er hinterleuchtete.

Diese Lampe erinnerte Magda an all die Lampen da draußen, die die Schmach ihrer Ehe so unerbittlich beleuchteten.

daß sie stumm am Fuß der Treppe stehen blieb, ohne imstande zu sein, jetzt zu Otto auch nur in die Höhe zu blicken.

Otto schäumte noch vor Wut über diese bodenlose Unverschämtheit, die ihm widerfahren, die er schweigend hatte hinnehmen müssen, um sich nicht noch lächerlicher zu machen. Er schrie, immer mit der Lampe leuchtend, von oben herunter: „Was stehst Du denn da?! Komm doch herauf! Wo hast Du Dich denn herumgetrieben?“

Das war zu viel. Magda sah auf, und wilder Haß glühte aus ihren Augen zu dem Manne da oben mit der Lampe in der Hand. Mit bebender Stimme sagte sie:

„Ich weiß alles, alles! O, Du!“ Sie ballte die Hände nach ihm.

Einen Augenblick herrschte Stille.

Da schoß auch aus seinen Augen glühender Haß auf sie herab, und er schrie: „Du willst Dich aufspielen? als Moralistin? Du?“ Der Haß raubte ihm alle Ueberlegung, so daß er schrie, weil er wußte, daß sie das am tiefsten kressen würde, die da unten stand wie eine Richterin, noch lauter und höhniischer als bisher — stand er doch auch oben und sie unten an der Treppe —: „Was meinst Du denn, was Dein Federbucher in den Tagen getrieben, wo er fort war? Ge? Studiert? Mit Frauenzimmern hat er sich rumgetrieben. Daß Du's weißt!“

„Das ist nicht wahr!“

„Haha, frag ihn selbst, wenn Du mir nicht glaubst! Er hat's mir selbst gesagt.“

Da sagte Magda mit äußerlich ruhiger Stimme: „Wo ist er?“

„Weiß ich's? Ich denke, bei Dir?“

Sie blickte ihn einen Augenblick prüfend an. Sie sah, er sprach die Wahrheit. Schäfer war also nicht mit ins Städtchen gefahren, er war hier geblieben. Er war ihr also aus dem Weg gegangen, absichtlich. Warum? Weil er ihr eben aus dem Weg gehen wollte. Warum? Weil er ein schlechtes Gewissen hatte. Warum? Weil er das gethan, was Otto eben behauptet. Warum? Weil er sie nicht liebte. Denn sonst war das undenkbar!

Wieder sah sie Otto aufmerksam an. Wie wüßt dieser Mensch ansah, wie elend. Gerade so bleich und elend wie Schäfer, als er aus der Stadt kam.

„Mein Wort darauf!“ rief Otto wieder, weil für ihn darin die beste Rechtfertigung lag. „Er hat's getrieben, wie ich Dir sage. Ich liebe Dich nicht, aber er liebte Dich doch, nicht wahr! Und hat doch . . . hahaha!“

Da drehte sich Magda um und lief aus dem Haus.

Otto ging langsam, wegen der Lampe, die Treppe hinunter in sein Zimmer. Er zögerte auch nicht einen Augenblick. Er war so voll Wut, er haßte seine Frau jetzt so sehr, daß sie sich vor seinen Augen hätte umbringen können, er würde auch nicht einen Finger gerührt haben, sie zurückzuhalten.

Als er aber langsam die Lampe auf den Tisch in seinem Zimmer stellte, kam ihm doch der Gedanke: Wenn sie sich nun ein Leid anthut? Dann bist du mit schuld. Ach was! Dazu ist sie viel zu feig!

Magda lief blind drauf los. Nur einen Gedanken hatte sie noch: Fort, fort, hinaus aus diesem Leben, fort, fort vor der Schändlichkeit der Menschen, fort, fort vor all der Schmach und Schande.

Sie lief, kam aber nicht schnell von der Stelle, denn der wilde Sturm, der wieder da war, packte sie an den Kleidern und hielt sie fest. Aber wenn sie auch nicht schnell vorwärts kam, ihre Füße liefen doch, liefen, liefen. Das war das Wichtigste, das gab ihr den Eindruck, daß sie wirklich fort kam, fort, fort aus dieser Welt!

Doch sie lief nicht nach dem Wasser zu, wie sie meinte, sondern sie lief die Hauptstraße entlang, und dann, weil sie nicht überlegen konnte, weil sie nur fort, fort wollte, in eine Seitenstraße ins Dorf hinein.

Als es bergan ging, blieb sie stehen, denn nun kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie in die Berge lief statt in das Wasser.

Fort, fort! Sie kehrte wieder um. Sowie sie aber in Bewegung war, hatte auch schon jede Ueberlegung sie wieder verlassen. Als sie wieder an die Hauptstraße gelangte, kehrte sie einfach nochmals um und lief, lief denselben Weg zurück, den sie eben erst gelaufen. Nur fort, fort, fort aus dieser Welt!

Sie war völlig verströkt. Wie von Sinnen.

Pflichtig sah sie auf.

„Es brennt ja,“ sagte sie halblaut vor sich hin, ohne über die Thatsache irgendwie zu erschrecken.

„Es brennt wirklich,“ wiederholte sie in demselben Ton und starrte auf das Feuer, das jetzt hell aus dem Dach schlug, einen Augenblick wie eine dicke Schlange hoch in die Höhe züchte, um dann vom Sturm gefaßt, sich auf die Seite zu legen und nach allen Seiten züngelnd auf das nächste Dach überzukriechen.

Sonderbar! Was sollte das heißen?

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Während einer Volkszählung ward der Heiland geboren. Der Zähltag wurde zum Weihnachtsfest. Und heute verlegt man diesen höchsten Feiertag der Statistik in den Weihnachtsmonat. Gewiß nicht aus Gründen christlicher Pietät wird der 1. Dezember als Termin gewählt, sondern aus Ursachen technischer Zweckmäßigkeit. Und doch liegt ein tieferer Sinn in dem Zusammentreffen von Volkszählung und Christi Geburt, von dem die Legende der Evangelien berichtet.

In der Zählung der Masse liegt das Erwachen des Selbstbewußtseins des Volks. Alle Menschen werden nicht nur, als gleiche Zahlen, Bräuer, sondern sie erkennen aus der Zahl ihre Macht, die Gewalt ihres Glends und die Möglichkeiten der Zukunft. In der dünnen Statistik glimmt der Funke der Erlösung. Das Volk wird durch die Rechnung sich klar und gewimmt damit den Mut, an sich selbst zum Heiland zu werden. Als zum erstenmal die königlich preussische Statistik feststellte, daß kaum vier Prozent der Bevölkerung das Minimum eines schlicht-bürgerlichen Einkommens erreichte, wirkte das wie eine revolutionäre Offenbarung; an ihr erstarbte einst Lassalles befreiende Agitation. Die Zahl ist das Maß für die Erkenntnis aller Dinge. Wer die menschlichen Verhältnisse an der Zahl mißt, der vermag die Welt aus den Angeln zu heben — wie die Zahl in der Mechanik Lasten emporhebt und Berge versetzt. So waren die Evangelisten in der That von tief sinnig-ahnungsvoller Erkenntnis erfüllt, als sie jenes Symbol erfannen, daß der Erlöser mit der Zählung in die Welt kam.

Zweifellos bis zum heutigen Tage hat man aus guten Gründen die ganze Fruchtbarkeit der Volkszählung bei weitem nicht erschöpft. Man begnügt sich mit der Feststellung der größten Leiberlichkeiten und hütet sich, den Schleier über der Selbsterkenntnis des Volks völlig zu lüften. Die Statistik legt sich geistliche Produktions-einschränkungen auf, sie hat literale Anwandlungen und empfindet es als Lodsünde, allzu tief in den Apfel der Erkenntnis zu beißen. Man erfährt wohl das nötige über Alter, Herkunft, Kinderlegen, Beruf, Konfession und Obstdäume, aber nichts über das, was das wesentlichste am Menschen ist.

Die Volkszählung ist bisher nichts viel andres als Polizei-, Steuererheber- und Gefängnisstatistik. Mehr wünscht man nicht zu wissen, als die Polizei, das Steueramt und die Gefängnisverwaltung interessiert. Daneben werden der socialen Wifbegier die notwendigsten Konfessionen gemacht. Von einer wirklichen Kulturstatistik, von einer Bildungsstatistik sind wir so weit entfernt, daß nicht einmal das Verlangen nach solchem Unternehmen ernstlich auftritt. Während die Wissenschaftsmänner die dunkelsten Zeiten und Länder anzuhellen suchen, haben wir über unsre eigene Kultur nur höchst mangelhafte, oberflächliche und willkürliche Vorstellungen.

Wäre es nun wirklich unmöglich, eine Art von Bildungsstatistik anzunehmen? Es dürfte sicher nicht allzu schwer sein, beispielsweise einer litterarischen Fragebogen in Stichproben auszuarbeiten, der etwa — in erster flüchtiger Skizze — so lautet:

Besitzen Sie:

Bibel — Goethe — Schiller — Lessing — Kant — Heine — Grimms Märchen — Darwin — Marx — Bebel — Besamty — Erbauungsbücher — Shakespeare — Frehtag — Schöffel — eine deutsche Litteraturgeschichte — eine Weltgeschichte (welche?) — Ibsen — Zola — Hauptmann — Sudermann — Feuerbach — L. Büchner — Marlitt — Schopenhauer — Konversationslexikon — Gedichtsammlungen — Gottfried Keller — Heibel — Kriegerbücher — Reisebeschreibungen — Kolportageromane?

Sind Sie auf Zeitschriften abonniert — welche?

Halten Sie Zeitungen — welche?

Lesen Sie aus Volks-, Leih- u. Bibliotheken?

Sind Sie an Lesezirkeln beteiligt?

Gehen Sie ins Theater? Wie oft durchschnittlich im Jahr?

Besuchen Sie Konzerte? Wie oft?

Besuchen Sie Spezialitätenbühnen, Tingeltangel usw.?

Sind Sie Mitglied von politischen Vereinen — von allgemeinen Bildungsvereinen?

Rehmen Sie an geselligen Versammlungen teil?

Besuchen Sie wissenschaftliche Vorträge?

Das ist nur ein roher, ungeordneter Entwurf, der der systematischen Durcharbeitung bedarf. Eine Fülle von Aufklärung aber würde aus solcher Zählung quellen und wie viele Rätsel, die unter unsrer dümmtesten Kultur unheimlich im Hinterhalt liegen, würden ihre Lösung finden.

Mein guter nährlicher Freund Joe ist freilich auch mit solchen Aufnahmen noch nicht zufrieden! Er verlangt mehr. Die Volkszählung soll — so wünscht er — eine social-psychophysische Generalbiographie der Massen im Querschnitt liefern, und er diktiert mir zu diesem Zwecke einen andren langwierigen Fragebogen, von dem ich nur einige Positionen wiedergeben will. Sollten meine Leser bereit sein, zu meiner und Joes Privatunterhaltung diese Fragen zu beantworten und die Antworten frankiert an die Redaktion einzusenden, so wären wir ihnen zu erheblichem Dank verpflichtet und wir würden auch nicht ansehen, die gewiß außerordentlich lehrreichen Ergebnisse gelegentlich zu veröffentlichen. Bemerkte sei noch, daß sich etliche Fragen nur auf Millionäre, Kavaliere und sonstigen hohen Adel beiderlei Geschlechts beziehen, also auch nur von solchen beantwortet zu werden brauchen. Der Leser wird leicht erkennen, welche Fragen gemeint sind. Und nun zu Joes Fragebogen:

Glauben Sie an die Dogmen der Kirche (welche?), an Wahrsagerei, Sympathieheilung, Ritualmord, Ahnungen, Hexen, Teufel, Engel und den Grafen Witlow?

- Empfinden Sie monarchisch:
- a) allein, unter zwei Augen?
 - b) vor Zeugen und Publikum?

Sind Sie schön, häßlich, gesund, krank, klug, dämlich, gelehrt, unterrichtet, idiotisch, melancholisch, sanguinisch, cholertisch, phlegmatisch, verschwenderisch, nobel, parsam, geizig, ehrlich, verlogen, wahrhaftig, heuchlerisch, fleißig, träge, wüßig, feurig, albern, dösig, charaktervoll, waschlappig? (Das Zutreffende ist zu unterstreichen.)

- Haben Sie Schulden? Bezahlen Sie solche? Lieben Sie glücklich oder unglücklich? Zahl der Geliebten (männlich oder weiblich, blond oder brünett)?
- 1. Unter 16 Jahren
 - 2. Von 16—20 Jahren
 - 3. Von 21—30 Jahren
 - 4. Ueber 60 Jahre

Durchschnittliche Dauer und Kosten eines(r) Geliebten? Bereuen Sie es, verheiratet zu sein? Seit wann? Sind Sie in der Ehe treu? Wie oft nicht? Auf wieviel Kinder rechnen Sie? Prügeln Sie Ihre Kinder? Wie sind die Kinder mit den Eltern zufrieden? (von ersteren zu beantworten).

Sind die Kinder artig? (von beiden Teilen zu beantworten). Was halten Sie von Ihrem Hauswirt, Ihrer Schwiegermutter, Ihrer Erbtante?

Kann Ihr Mann (Frau) kochen, schneiden, waschen, Klavier spielen, schimpfen, tyrannisieren, eifersüchteln? Ist Ihr Mann (Frau) puffsüchtig, eitel, zänkisch? Spielen Sie Lotterie, Stat, Billard, Baccarat, Kimmelblättchen, Würfel?

Rauchen Sie? Cigaretten, Cigarre, Pfeife? Gehen Sie in die Kirche? Genießen Sie Champagner, Auster, Cabiar, Eisbeine, Schwarzbrot, Kartoffeln? Trinken Sie Schnaps? Wie oft sind Sie durchschnittlich nüchtern? Auf was pfeifen Sie?

Sind Sie Spiritist, Vegetarianer, Kucippianer, Zmpfgegner, Wagnerianer, Pessimist? Wie gefällt Ihnen das Leben? Kaufen Sie bei Wertheim oder Tieg? Haben Sie ein Geldspind, eine Vahgeige, einen Leierkasten, einen Revolver?

Angeln Sie? Wie denken Sie sich die nächsten hundert Jahre? Was halten Sie von

Joe?

Kleines Heuilleton.

th. Der Alte. Masslos flogen die Federn über das Papier. In dem ganzen weiten Comptoir hörte man nichts als ihr Knirschen. Der Kopf tief auf die Bücher gesenkt sahen die Buchhalter da und schrieben, schrieben. Ab und zu hob wohl einer den Kopf, reichte den gekrümmten Rücken und tauchte mit dem Nachbar flüsternd eine Bemerkung, aber auch das geschah nur hastig, verstoßen fast, als säße ein unsichtbarer Jemand hinter ihnen, der sie mit der Peitsche zur Arbeit antriebe.

Nur der kleine Lehrling, der abseits am Fenster saß, war nicht bei der Sache. Wenn er eben drei Zeilen geschrieben hatte, lautete er am Federhalter und sah ins Leere. Er war eigentlich nicht klein, er war sogar schon Ostern mit dem Bernen fertig. Sie nannten ihn aber noch immer den Kleinen, weil er der Jüngste war.

Der Korrespondent, der ihm gegenüber seinen Platz hatte, beobachtete ihn schon eine Weile: „Was haben Sie denn, Wegner?“ Sie könnten es hier in der Ecke schon wagen, ein Wort zu reden, die Rollwand, die sich zum Schutz gegen die aus der Thür einströmende Zugluft um ihren Platz schob, hing den Schall auf und entzog sie den Blicken der andern.

Der Kleine erröte unter dem fragenden Blick des andren, als wäre er auf einem Verbrechen ertappt. „Oh — nichts.“ Hastig griff er von neuem nach der Feder und machte sich über die Arbeit. Aber die Zahlen verschwammen vor seinen Augen, die Summen, mit denen

er rechnete, waren immer kleiner, zuletzt blieb nichts davon übrig als die fünf Mark. Es war also nichts mit den fünf Mark.

Er trizelte mit der Feder über ein Stück Papier, das neben dem Hauptbuch lag, gerade als ob er rechnete, dabei dachte er nach Hause.

Was die Mutter sagen würde? Und sie rechnete so sicher auf das Geld, sie hatte nicht mal Mittag gelocht, sie wollten am Abend dafür frische Wurst essen — Abend und Mittag zugleich, ja damit würde es nun nichts sein, man konnte man sich mit Schmalzstullen begnügen — und morgen Sonntag! Er biß beinaß ingrinnig die Lippen zusammen.

Wenn er nur wenigstens erst die Heimkehr überstanden hätte, die Thränen der Mutter, das verweinte Gesicht der Schwester — ah ba — nein — was ging es ihn an? Eine zornige Regung wallte in ihm empor; sie hätten sich besser einrichten sollen, sie wußten es ja, daß sie erst Montag abrechnen konnten. Ueberhaupt konnten sie sich ein Geschäft suchen, wo es Samstagends Geld gab. Sie waren allein d'ran schuld. — Nur sie. — Zugleich mit dem grossenden Gedanken aber sagte ihm die Neue. Als ob sie dafür konnten, daß diesmal die Steuern bezahlt werden müßten! Ach ja, das war schon ein Leben seit Vaters Tode! Das war schon ein Leben! Er seufzte.

„Was ist Ihnen denn, Wegner?“ Der Korrespondent fragte noch einmal, und als der Kleine noch immer schwieg: „Sie wollten doch den Alten sprechen; er ist jetzt im Privatcomptoir, gehen Sie doch hinein!“

Der Kleine knabberte wieder am Federhalter, ein halbblautes Knurren kam über seine Lippen: „War schon da.“

„Na und? Er giebt es nicht, was?“

„Nein.“

„Hab ich Ihnen ja gleich gesagt, der Alte hat Grundsätze“ — er lachte leise — „er giebt niemals Vorschuß.“

„Nein, er sagt, jeder könne kommen, und er hätte schon so schlechte Erfahrungen damit gemacht. Wenn ich nur wüßte, was ich mache!“ Des Kleinen Stimme klang beinaß weinerlich.

„Brauchen Sie's denn so nötig?“

Der Kleine sah wieder ins Leere: „Mutter hat heute früh Steuern zahlen müssen, gleich vier Mark. Und nun haben wir kein Geld mehr. Sie rechnen erst Montag ab im Geschäft, sie nähern doch Blusen.“ — Er brach ab und — wandte sich wieder seiner Arbeit zu. „Und nicht mal was zu essen haben wir zu Haus, fattisch — nichts zu essen.“

„Ja, das ist schlimm. Der Korrespondent nahm gleichfalls seine Feder wieder und begann zu schreiben, dann fuhr er plötzlich in die Tasche: „ne Mark fuffzig kann ich Ihnen pumpen, Wegner, da nehmen Sie mal, geben Sie's mir am Ersten wieder.“ Er schob ihm das Geld zu. Der Kleine betrachtete es mit einer Art gerührten Staunens: „Aber... aber... nein... Herr Fuchs, ... nein!“

„Machen Sie keine Neden, fieden Sie ein, die andern sehen schon her.“

Der Kleine ließ das Geld in der Westentasche verschwinden: „Ja, ja, wenn Sie meinen —“ und nach einer Pause: „Eigentlich ist es 'ne Lumperei!“

„Das darf man nicht laut sagen.“

„Es ist aber doch eine, und wenn er's nicht könnte, aber solche plünderigen fünf Mark. Und er hat's nach Tausenden.“

„Der Alte bleibt der Alte. Der kann sich nie vom Gelde trennen.“

„Nein, wahrhaftig, das kann er nicht! Und dann sagte er noch: Mutter müßte sich einrichten lernen, und Mutter dächte wohl, es ginge noch, wie zu Vaters Lebzeiten. Wo die Tag und Nacht näht! Ach der!“ Er ballte unwillkürlich die Hände.

„Ja der!“ Auch der Korrespondent packte den Federhalter fester, er dachte an seine fünfundsiebzig Mark Gehalt, für die er hier den ganzen Tag schuften mußte.

„Der Alte!“ flüsterte der kleine Lehrling.

Aus dem Privatcomptoir kam ein Herr in mittleren Jahren, er ging durch die Reihen der Schreibpulte und warf hier und da einen Blick in die Bücher. Auch bei dem Pult am Fenster blieb er stehen, nahm ein paar Briefe vom Platz des Korrespondenten, durchslog sie und legte sie mit beifälligem Kopfnicken beiseite, dann sah er auch zu dem kleinen Lehrling hinüber: „Na, Wegner, immer noch nicht fertig? Immer rasch, rasch! Sollen noch in der Expedition helfen. Ja, und was ich denn noch sagen wollte, Herr Fuchs, schreiben Sie doch auch mal gleich mit an Meier nach Thorn, wissen Sie, Meier und Sohn? Er soll mir wieder die Wehnuachtstulze Pfefferluchen schicken. Wieder so wie alle Jahr, für fünfunddreißig Mark im ganzen. Hier, ich habe Ihnen die einzelnen Sorten aufgeschrieben.“ Er legte ihm einen Zettel auf das Pult. „Und von den großen feinen Mandelluchen noch extra für zehn Mark mehr. Hören Sie, vergessen Sie es nicht — von den großen feinen Mandelluchen noch extra für zehn Mark mehr!“ —

Ik. Spätherbst im Walde. Durch die kahlen Wipfel rauscht der Herbstwind. Hier und da flattert einsam noch ein dürres Blatt am Zweige, als träubte es sich, hinabzusinken zu seinen auf dem Waldboden modernnden Genossen. Kein Vogelgesang durchdringt das Rauschen, aber dennoch schläft nicht alles im Wald. Wir nähern uns dem struppigen Gebüsch am Rand eines Grabens, um ein leeres Vogelneß zu betrachten, da huscht ein braunes Etwas mausgleich durch die Sträucher. Mit einiger Anstrengung gelangt es uns, den

unbeständigen Punkt zu fixieren und zu erkennen, daß ein munterer Zaunkönig uns durch seine Behendigkeit erfreut. Das nur daumenlange Kerlchen erscheint in der Entfernung noch viel winziger, und eben diese Kleinheit ist es, die ihm eine so große Beweglichkeit auch im dichtesten Gestrüpp ermöglicht. Versuchen wir es, das Tierchen aus dem Gebüsch herauszufischen, so wird uns dies nicht gelingen, denn der Zaunkönig denkt gar nicht daran, das schützende Buschwerk zu verlassen, und ehe wir es uns versehen, ist er in einem Erdloch verschwunden, das sein Nest birgt. Da die Tierwelt uns anscheinend im Stich läßt, so wenden wir uns den Pflanzen zu, die das Davonlaufen nicht gelernt haben. An den Bäumen, die den Begrund zieren, fällt uns der große Reichtum an weißgrauen Flechten und grünen Moosen auf, die im herböflichen Sprühregen zu einem in die Augen fallenden pelzartigen Ueberzug aufgequollen sind und diese Tracht in der feuchten Luft behalten. Die Annahme, daß diese Rindenbewohner ihre Wurzeln in die Rinde und das Holz senken, um sich von den Säften des Baums parasitisch zu ernähren, läge nahe genug, wäre aber eine irrig. Die zarten Wurzeln bringen nur wenig in die Rinde ein und dienen in erster Linie als Haftorgane, die dem wirklichen Baum keine Nahrung entziehen. In dieser Beziehung sind die Moose und Flechten der Rinde vielmehr in eigentümlicher Weise vom Regenwetter abhängig. Das Wasser, das von der Krone her über die Äste und Rinde läuft, wäscht im Herunterrieseln naturgemäß den Baum ab und das „Wasswasser“ nimmt dabei zahllose winzige Partikelchen der Rinde, „Staubteilchen“ zc. auf, die es, wo ein Moos- oder Flechtenrasen den Weg hemmt, an den Wurzeln und Vertiefungen derselben absetzt. Was in diesen Verunreinigungen des Regenwassers löslich ist, das wird dann von den anspruchslosen Bewohnern der Baumrinde zum Aufbau ihrer grünen und grauen Rassen weiter verarbeitet.

Nähten wir unsre Blicke jetzt etwas in die Höhe, so werden manche Erscheinungen uns fesseln. Im Geäste mancher Birkenbäume fallen uns hier und da dunkle Klumpen von Fußdicke und darüber in die Augen, die aus einem dichten Büschel von Zweigen bestehen und bei einiger Phantasie mit einem Stachelschwein verglichen werden können. Das sind die sogenannten Hegenbesen, die das abergläubische Volk mit den Hegen in Verbindung bringt, während es doch nur Pilzwucherungen sind, die diese merkwürdigen Gebilde hervorbringen. Ähnliche dunkle Büschel, die wir besonders auf Kiefern, aber auch auf Pappeln und andern Laubbäumen bisweilen bemerken, werden in der Mehrzahl der Fälle dem Mistelstrauch angehören. Suchen wir am Fuße eines damit behafteten Baumes, so werden wir wahrscheinlich vom Winde abgebrochene Zweige dieser Pflanze finden, die uns durch ihre gelbe Farbe und besonders durch ihre gabelartige Verästelung sehr auffallen. Die Beeren der Mistel werden von den Drosseln begierig gefressen; die Samen passieren dabei unverletzt den Verdauungsstapel und werden meistens auf Bäumen abgeladen, wo sie infolge eines klebrigen Ueberzugs an der Rinde haften bleiben und rasch auskeimen, um sich in echte Parasiten umzuwandeln.

Unsre Blicke werden zuletzt immer wieder von den Scharen der modernden Blätter angezogen, die den Boden bedecken und die bis jetzt noch ihre Form bewahrt haben. Bald wandeln wir über buchtige Eichenblätter, bald über Buchenblätter oder die Blätter des Hafelstrauchs. Aber während wir die Blätter dieses Strauchs zertreten, zeigen uns seine Zweige bereits wieder Scharen von zolllangen grünen Nägeln, die mit noch festgeschlossenen Schuppen des kommenden Frostes spotten. So berühren sich auch im Walde die Gegenläge; den modernden Blättern stehen Milliarden Knospen gegenüber, die dem Frühling entgegenschlummern. —

Kunst.

— Der Preis alter Gemälde. In dem soeben herausgekommenen empfehlenswerten Buche „Spemanns goldenes Buch der Kunst“ (Berlin und Stuttgart. W. Spemann) schreibt Wilhelm Vode zu diesem Kapitel: „Heutzutage hat so ziemlich jedes gute, alte Bild einen hohen Preis, ohne Rücksicht auf die künstlerische Richtung unsrer Zeit. Für die heiteren Dekorationsbilder der französischen Schule des 18. Jahrhunderts zahlt man bis zu hunderttausend Mark und gelegentlich selbst mehrere hunderttausend, und ähnliche Preise erreichen die meisten „Primitiven“: die Gemälde eines Ehl, Remling, Botticelli u. s. f. Die großen klassischen Meister der Italiener, voran Raphael, werden bis zu einer halben Million und selbst zu einer Million bezahlt, obgleich ihre Hauptwerke gar nicht mehr auf den Markt kommen, und nicht viel weniger fordert und bekommt man für ganz hervorragende Werke eines Velasquez oder Murillo, eines Rubens, Rembrandt und Franz Hals, wie für hervorragende Gemälde der holländischen Kleinmeister. Dieser „Marktwert“ berücksichtigt nicht nur den „Kunstwert“, der schwer zu bestimmen ist, sondern rechnet mit allerlei Nebenwerten: mit der dekorativen Wirkung eines Bilds, mit der ansprechenden Darstellung, der schönen Färbung, dem günstigen Format und andern mehr oder weniger äußerlichen Vorzügen. Wenn man daher sagt, daß heutzutage alle leidlich guten Gemälde ihre Käufer zu hohen Preisen finden, so ist dies in der That fast ohne Einschränkung richtig. Eine gewisse klassische Richtung in der Landschaftsmalerei, deren große Vertreter Claude und die beiden Poussin sind, ist in neuerer Zeit freilich wenig gesucht; aber wenn ausnahmsweise einmal ein be-

sonders gutes Bild dieser Schule auf den Markt kommt, so erzielt es doch meist einen sehr ansehnlichen Preis. Niedrig im Preise und kaum veräußert sind dagegen die Gemälde der Maler dritten und vierten Rangs und der Schulen, die nicht aus frischer Anschauung der Natur schöpften, sondern Nachahmer älterer Kunstströmungen sind, wie die Werke der Vologneser und Franzosen des 17. Jahrhunderts, der Niederländer aus dem vorgeschrittenen 16. und aus dem 18. Jahrhundert u. s. f. Wenn man vor etwa 50 Jahren ein Gemälde von J. van Nuisdael mit 5000 M. bezahlte, so glaubte man für ein entsprechendes Bild seiner Nachahmer Decker, N. de Bries u. a. wohl 1000 oder gar 2000 M. ausgeben zu dürfen, während solche Gemälde heute eher im Preise zurückgegangen sind, entsprechende Gemälde von Nuisdael aber mit 30000—100000 M. bezahlt werden.

Diese gleichmäßige Wertschätzung der verschiedensten Kunstströmungen ist überhaupt eine moderne Erungenschaft. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurden die ältesten Schulen höchstens als historische Kuriositäten betrachtet und nur von einzelnen Liebhabern und für geringe Preise gesammelt; die Bilder der französischen Meister des 18. Jahrhunderts wurden sogar noch bis vor 50 Jahren als Werke des „tiefsten Verfalls“ betrachtet und erreichten daher nur ganz geringe Preise, während man für die Gemälde der Elektiker und Manieristen noch hohe Summen zahlte. Sehr eigentümlich ist die geringe Schätzung, die in Holland im vorgeschrittenen 17. und im 18. Jahrhundert im allgemeinen die großen Meister der holländischen Schule fanden; während Italiener aller Art, oft Maler ohne jeden künstlerischen Wert, während die Bilder der flämischen Schule, die späten manierierten Holländer mit A. van der Werff an der Spitze hoch bezahlt wurden, erreichten die Bilder von Rembrandt, Hals, P. de Hooch, Vermeer, Hobbema, Jacob van Nuisdael u. s. f. mit seltenen Ausnahmen nicht den zehnten, oft nicht den hundertsten Teil der Preise jener Maler und gingen daher rasch aus dem Land. Unbekannt ist, daß die großartigen Kunstsammlungen Rembrandts, darin etwa sechzig seiner Gemälde, alle seine Radierungen und Tausende seiner Zeichnungen, um weniger als 5000 Gulden versteigert wurden, während sie heute eine Reihe von Millionen erzielen würden. Diese Erscheinung ist um so auffälliger, als wir eine ähnliche Verleumdung und Entwertung der Werke ihrer großen Meister in keinem andren Lande bemerken, weder in Italien noch in Spanien oder in Deutschland, selbst nicht in der Zeit der tiefsten Bedrängnis.

In noch früherer Zeit, im 16. und namentlich im 15. Jahrhundert, wurden die Gemälde älterer Künstler oft verhältnismäßig höher als im folgenden Jahrhundert bezahlt, da die Zahl eine weit kleinere und es schwieriger war, sie zu bekommen. Auffällig ist uns heute jedoch, wie viel höher die Ueberreste der Antike, namentlich Kameen und dekorative Schmuckstücke, gewirkte Tapeten u. dgl., geschätzt wurden; man zahlte eben weit mehr den Arbeits- und Materialwert, als den eigentlichen Kunstwert. Um ein Beispiel zu nennen, finden wir im Inventar des Lorenzo Magnifico die berühmte Tazza Farnese aus Sardonyx auf 10000 Goldgulden bewertet, Bilder von Sandro Botticelli und Fra Filippo Lippi dagegen auf 10, ein Frauenbildnis von Domenico Veneziano auf 6 Goldgulden, welches letztere allein mindestens 50000 M. geschätzt werden müßte. Besondere Vorliebe hatten die italienischen Sammler dieser Zeit für die kleinen Bilder der altniederländischen Schule, nicht nur für den damals schon vor allen geschätzten Jan van Eyck und seine Nachfolger, sondern auch für die späteren Landschaftsmaler, wie Henry de Vles und Joachim Patinier, und für die Maler der phantastischen Epulgeschichten, namentlich Hieronymus Bosch. Die bedeutenderen Werke des letzteren wußte fast alle Karl V. an sich zu bringen, mit denen er seine abgesehenen Klause im Escorial ausfüllte. —

Humoristisches.

— Die geplagte Durchlaucht. Durchlaucht fährt mit seinem Minister durch das Nachbarländchen und ist erstaunt über den reichen Obstgegen. „Sagen Sie mal, mein Lieber, warum haben denn die hier so viel Obst und wir nicht?“

„Durchlaucht, die sind eben in eine günstige Blütezeit hineingekommen, und wir . . .“

„. . . haben die günstige Zeit natürlich wieder verpaßt! Na, hören Sie, so was ist unter Ihrem Vorgänger meines Wissens doch nie vorgekommen, und ich, ja du lieber Gott, ich kann mich dieser Geschichten doch nicht auch noch annehmen!“ —

— Der lernbegierige Piccolo. Der Herr Oberkellner, der dem Piccolo eingepreßt hat, stets alles so zu machen wie er, rüsch auf dem frischgewaschenen Parquetboden aus und schlägt das Geschirr in Trümmer.

Piccolo: „Wie haben S' jetzt das gemacht, Herr Oberkellner?“ —

— Begünstigung. Anwalt: „. . . Also der Müller hat den Meier ein Kamel genannt, und der Meier den Müller ein Esel! Nun nimmt jeder seine Bekleidigung zurück. Sind Sie zufrieden?“

Meier: „Ja — aber — da ist ja der Müller im Vor- teil!“ —

(Flieg. Bl.)